Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 91 (1965)
Heft: 25

Illustration: [s.n.]
Autor: Pils

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

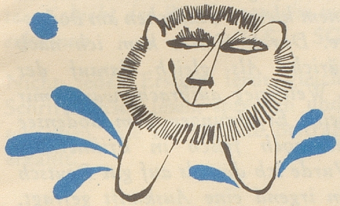
Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 05.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

FRITZ HERDI

Limmat Spritzer



Unberufen hoi-hoi-hoi!

Auf Anfrage erklärte Zürichs Stadtpräsident einmal, er sei nicht abergläubisch, ferner sei 13 für ihn eine Glückszahl, und außerdem würden am Freitag am zweitmeisten Ehen in Zürich geschlossen. Damit ist diese Sache so weit erledigt. Wir andern sind ja auch nicht abergläubisch. Das Maskottchen im Auto ist wohl überwiegend eine mehr oder minder geschmackvolle Spielerei, das Amulett am Armband häufig bloß ein Sport, das Hufeisen samt Nagel in der Wohnung eine Semi-Antiquitätenbieridee, der Kaminfeger ein schwarzer Mann, der auch mehr Stundenlohn verlangt als früher. Schwarze Katzen versucht man zu umfahren statt zu überfahren; die gleiche Rücksicht nimmt man auch einem weißen Büsi gegenüber. Hat einer beim Jassen Schwein, so sagt man, er habe ein ‹Chrottehaar› im Sack; aber das ist bloß noch eine Redensart. Hingegen habe ich in Zürich schon Amerikaner getroffen, die in kritischen Situationen in den Sack langen, wo sie eine Hasenpfote untergebracht haben: Das hilft. Scheint's.

Vierblättrige Kleeblätter sammeln ist ein Plausch geworden, und zum Niesen sagt man gewiß noch als zivilisierter Mensch «Xundheit!», entdeckt aber beim Durchblättern einschlägiger Literatur, daß Niesen in der einen Gegend Glück bringt, in der andern Unglück und in einer dritten Landschaft noch ganz andere Bedeutung hat. Der Poet der Landeslotterie dichtete zwar einmal: «Nur wer zum Aberglauben neigt, wird traurig, wenn der Kukkuk schweigt.» Aber heute haben wir im großen und ganzen auch ohne Kuckuck Geld und wünschen dafür den Aberglauben zum Kukkuck.

Der Rummel um die Zahl 13 wird vorwiegend noch von unsern Sportberichterstattern gepflegt: «Kein Glück mit der 13; die Schweden gewannen das 13. Fußballspiel gegen die Schweiz.» Pech für die Schweiz, Glück für die Schweden! Der Rennfahrer: «An meiner 13. Tour hatte ich in der 13. Etappe als 13. am 13. meinen schwersten Sturz.» Das schlachtet der Reporter dann eine halbe Stunde aus. Obwohl ich nicht behaupten möchte, daß mit der Zahl 13 gar nichts los sei. Man denke: Am 13. April 1913 wurde Richard Wagners ‹Parsifal› erstmals außerhalb Bayreuths aufgeführt, und zwar in Zürich. Man denke: Am 13. Oktober 1856 hat Schwiegervater Liszt den Wagner in Zürich besucht, der eine ganze Reihe von Werken an einem 13. vollendet hat, dessen Name aus 13 Buchstaben besteht, der 1813 zur Welt kam, was in der Quersumme grad auch noch 13 gibt. Wagner war da sehr konsequent und hat seine Biographen nicht enttäuscht: Er ist auch an einem 13. gestorben. Seine Gattin Cosima aber lebte noch bis 1930. Quersumme von 1930: 13.

Da kann man nichts machen. Derlei ist vorbei. Hie und da versucht's noch einer, uns auf die Mistgabel des Geistes zu laden: «Totoskop nach Ihrem Tierkreiszeichen. Einfache Handhabung.» So zu lesen im Zürcher Tagblatt. Ich habe auch einen Nachbarn, der seine Armbanduhr verkaufte. Begründung: Er habe immer Kopfweh bekommen, sobald er die Uhr angezogen habe. Es gibt in Zürich noch Leute, die Zetermordio schreien, wenn in einem Lokal ein Schirm aufgespannt wird, oder wenn ein Orchester die Serenade von Toselli spielt. Aber das sind Ueberfremder aus dem Süden. Wir lächeln milde und nachsichtig über derlei mittelalterlichen Aberglauben, besonders beim Toselli, weil der erst lange nach dem Mittelalter komponiert hat. Wir schrecken höchstens davor zurück, Leuten übers Kreuz die Hand zu reichen, Salz zu verschütten, drei Personen mit dem gleichen Streichholz Feuer zu geben.

Aber abergläubisch sind wir nicht. Wenn wir einen Brief bekommen, den wir zwecks Erwerbung von Glück neunmal an neun Tagen abschreiben und ohne Unterschrift an neun weitere Leute schicken sollen, rennen wir zum Papierkorb oder zur Polizei: Mit solchem Zeug muß uns keiner kommen, wenn auch Goethe gesagt hat, Aberglaube sei die Poesie des Lebens. Poesie haben wir sonst genug: Hochhäuser, Betonblöcke und Verkehrsampeln. Und den Giacometti mit den Spargelfiguren.

So, das wär's. Das heißt, es sind da noch ein paar Kleinigkeiten zu erwähnen. Ein Bekannter von mir zum Beispiel hat einen Bekannten, was an sich nichts mit Aberglauben zu tun hat. Aber dieser Bekannte meines Bekannten sollte in den WK einrücken, fand ums Verroden seine Militärschuhe nicht, schrieb schließlich einem Mann, den man ihm empfohlen hatte als einen, der mehr kann als Brot essen. Darauf mußte er eine Photo vom Haus schicken. Der Mehr-als-Brot-Esser enttäuschte nicht. Er malte ein Kreuzlein auf die Photo, und dort, im Estrich, standen tatsächlich die Marschschuhe. Wenn ich meinem Bekannten sage, ich sei da nicht ganz überzeugt, wird er böse.

Außerdem gibt es in Zürich einen Briefkastenonkel namens Walter Bernays. Wer Gelegenheit hat, einmal seinen Vortrag über Hexen samt Umschwung anzuhören, der sollte das tun, trotzdem die letzte als Hexe angeklagte Frau in der Schweiz bereits vor 183 Jahren ihr Leben lassen mußte. Aus seiner Praxis weiß er allerhand Müsterchen zu berichten, die ein unerwartetes Licht auf unsere Beziehungen zum Aberglauben werfen, die mit Besenstiel und Walpurgisnacht wenig, mit modernem James Bondaroma und Goldfingerspitzengefühl dafür um so mehr zu tun haben.

Da hält sich zum Beispiel ein Mann eine Kuh. Und die gibt, sagt er, rote Milch. Ihm ist im Jet-Zeitalter sonderbare Hilfe zuteil geworden. Nach dem Rat einer Vertrauensperson bohrte er im Stall ein rundes Loch, schob einen verschlossenen Brief hinein, verschloß die Herrlichkeit mit einem Zapfen, während es Mitternacht schlug. Seither kann die Hexe, die in der Nachbarschaft wohnt, nicht mehr an seiner Kuh manipulieren.

Da haben wir ferner den Mann, der zu melden weiß, daß wir alle Strahlen unterschiedlicher Wellenlängen aussenden. Er, der Mann, kann da gleiche Wellenlängen ermitteln. Es ist von Vorteil, sagt der Mann, eine Frau mit gleicher Wellenlänge zu heiraten. Damit kann man zum Beispiel im Geschäft arbeiten und vielleicht gegen zehn Uhr morgens, wenn der Magen ein erstes sanftes Knurren von sich gibt, denken: «Gut wäre es, wenn meine Frau heute ein Gschnätzlets mit Röschti auf den Tisch stellen würde.» Anruf ist überflüssig, sagt der Mann; denn wegen der gleichen Wellenlänge empfängt die Frau daheim den gedachten Wunsch. Man kommt dann um zwölf Uhr, nachdem man einem Polizisten oder einem Trämler zuerst noch alle Schande gesagt hat, nach Hause und setzt sich an den Tisch. Was gibt's? Ob Sie es glauben oder nicht: Gschnätzlets mit Röschti. Sagt der Mann.

Ein weiterer Fall, den Bernays zu melden hat: Eine Lehrerin findet ihren silbernen Konfitürenlöffel nicht mehr. Mit einem Gruppenbild, auf dem ihre Berufskolleginnen und -kollegen festgehalten sind, reist sie zum Rutengänger. Dessen Pendel schlägt bravourös just über dem Haupt einer Lehrerin aus. Damit steht für unsere Konfitürendame fest: Nur diese Kollegin kann ihr den silbernen Löffel gestohlen haben! So einfach stellt man derlei fest im 20. Jahrhundert. Bloß die Polizei ist mit ihren Methoden im Rückstand.

Vielleicht darf ich ein letztes Beispiel nennen. In Zürich lebt eine Frau. Wenn sie ausgeht, schließt sie ihre Wohnung sehr sorgfältig ab, vom Fenster bis zur Wohnungstür. Bloß: Es nützt gar nichts. Kommt sie wieder heim, so herrscht in den Kästen und Kommoden eine traurige Sauordnung; die bösen Kollegen der Heinzelmännchen, die Schweinzelmännchen, haben die Schweinerei angerichtet. Aufräumen ist schon recht. Aber der Frau ist das im Laufe der Jahre zu bunt geworden. Sie hat oft die Türschlösser ändern lassen; aber die Schweinzelmännchen besitzen offenbar einen prima Dietrich. Mehrmals wechselte sie die Wohnung; aber die bösen Geister stöberten sie immer wieder auf. So berichtet sie.

Mit andern Worten: Wo die Dummheit macht die Runde, gibt's noch manche Geisterstunde. Bei mir selber ist die Sache übrigens so: Wenn ich weggehe, hinterlasse ich im Schreibzimmer stets eine Bombensauordnung. Aber glauben Sie, während meiner Abwesenheit sei auch nur ein einziges Mal ein flotter Geist zum Aufräumen gekommen? Nix die Laus!